

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 27

Artikel: Jazzband in Obstalden [Fortsetzung]
Autor: Ilg, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644508>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 27 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Auf Gassen der Heimat. Von Wilhelm Lobsien.

Droben der Mond und die dämmernde Nacht.
Die Welt still und verlassen;
Leise nur klirrt mein langsamer Schritt
Auf träumenden Heimatgassen.

Am Markt der Brunnen, ich lehne mich dran,
Hab' hier so oft gesessen.
Ihr ragenden Dächer und Bäume ringsum,
Habt ihr den Buben vergessen?

Ich fasse den Eimer und lass' ihn sacht
Zur Tiefe niedergleiten . . .
Aus dem Jugendbrunnen nur ein Trunk,
Dann will ich weiterschreiten.

Jazzband in Obstalden. Ein Kleinstadtroman von Paul Ilg.

19

Tief ergriffen sah die Mutter das verwandelte Kind an. Nicht als eine Schuldige, eher wie eine leidkundige Siegerin sah sie da, in ihrem Herzenskummer verschleiert, gleichsam auf ein Aschenhäuflein starrend, darin noch leise Funken stoben, vom Nachtwind umfäuselt, vom Glanz des Mondlichtes in warmen Strömen übergossen.

Gerettet! fühlte die Betrachterin bis auf den Grund der Seele entzückt von dem wunderbaren der aus Schmerz und Trauer auferstehenden Mädchenschönheit.

Der Mond hatte seine erhabene Fahrt über den träumenden See vollendet. Er stand schon hinter dem Gottberger Wald, und die breite Lichtbahn auf dem sanft gekräuselten Wasser glich einer kopflosen Riesenschlange, deren Schuppen märchenhaft gleißten und schimmerten. Auf Schloß Windegg wachte niemand mehr. Wie war nach des Tages Mühen und Erschütterungen in einen abgründigen Schlaf gesunken. Auch die Generalin begab sich mit dankbarem Gefühl zur Ruhe. Darin stimmte sie mit der Tochter völlig überein, daß die von der Schule her drohende Inquisition unter allen Umständen zu vermeiden sei. Gleich am folgenden Tage sollte Wie ihre Siebensachen zusammenpacken, die Vollendung ihres Studiums in einer Privatschule anstreben. Der Vater durfte sich diesem Vorhaben nicht länger widersetzen.

Lange hatte sie noch auf dessen Rückkehr aus der Stadt gewartet. Da er um Mitternacht noch nicht erschienen war, verschob sie die Aussprache auf den folgenden Morgen.

Sie durfte ja auch seinethalben einigermaßen beruhigt sein, nachdem sie durch Anruf ermittelt hatte, daß er unter seinen Klubbrüdern saß. Allererst gab sie ihm die beruhigende Auskunft, wobei sie bald merkte, daß er gar nicht nach der Tochter auf die Suche gegangen war. Und dafür dankte sie dem Himmel noch ganz besonders, obgleich sie sich sagen mußte, daß der Alte sich von dem Schlag dieses Tages nicht so bald erholen, der Friede ihres Hauses wohl lange auf sich warten lassen würde. Sie selbst hatte dem eitlen Manne ja die schwerste Wunde beigebracht, als sie ihm vorhin, nach zwanzigjähriger treuer Gefolgschaft, den Gehorsam kündigte und mit dem Auszug drohte. Allein, Mutter war viel mehr als Gattin, wie Frucht mehr als Blüte, Sehnsucht mehr als Genuß, Liebe mehr denn Treue ist. Aus dem Kinderspiel hatte sich eine letzte Wert- und Machtprobe ergeben. Bisher unangefochtene Glaubenssätze und Gewohnheitsrechte waren aufgehoben, aus beifolgsamen Eigentümern stille Teilhaber, aus fügsamen Lehrlingen eigenwillige Gesellen geworden.

„Führer könnt ihr mir nicht länger sein! Wollt ihr gute Freunde bleiben?“ hieß nun die Losung, die das gereifte Kind den Eltern zurief.

Als der Schloßherr in der ersten Morgenstunde nach Hause kam, saß auch er noch eine gute Weile in Gedanken verfunken auf der Veranda wie einer, der im Begriffe steht, lechtwillige Verfügungen zu treffen. An seinem Entschluß hatte sich nichts geändert. Es galt zu wählen zwischen Be-

quemlichkeit und Ueberzeugung, zwischen strenger Hausordnung und Lotterwirtschaft. Er fühlte sich von den Seinen beispiellos verraten und verlassen. Das schwer beleidigte Selbstgefühl sah nur noch die eine Möglichkeit: Trennung! Als einer, der, von einem fremden Geschlecht umgeben, von allen Täuschungen und Torheiten zurückgekommen ist, nichts mehr zu erwarten, keine Pläne und Absichten mehr hat, wollte er nun wenigstens seine Tage auf dem angestammten Sitz in Frieden und Ehren beschließen. Wohl oder weh — die verbündeten Weibsleute sollten das Feld schnellmöglichst räumen, ihre Zeit anderswo totschlagen.

Der Morgen war feuchtkalt. Nebel kroch langsam über die Wiesen und breitete sich schleierhaft über Hügel und Wälder. Der See war nicht mehr zu sehen. Die dunklen Stämme standen, Wache haltenden Riesen gleich, in einem Wirbel von weißen Gespenstern. Durch Wolkenlücken spähte ein bluttriefender Mond.

Mühselig, doppelt beschwert durch die Last seines folgen-schweren Entschlusses, erhob sich der Herr des Hauses und wankte zur Türe. Er trat jedoch nicht ein, blieb mit dem Schlüssel in der Hand lauschend stehen. War da nicht eben in nächster Nähe ein halb unterdrückte Ruf erklingen? Da ... noch einmal ... ganz deutlich. Irgend jemand rief den Namen seiner Tochter. — Der Wacht hund schlug leise an, nur wie im Traum. Dann wieder Grabesstille ...

Der General schlich auf Fußspitzen zur Treppe, dann auf dem schmalen Rasenband zwischen Kiesweg und Rabatten entlang unhörbar nach der anderen Seite des Hauses, von wo der Laut gekommen sein mußte. An der Ecke stand er still, bohrte seinen Blick in die undunkelsten Büsche an der Gartenmauer und entlang der doppelten Lindenreihe, die den Schloßhof umsäumte. Nichts als Nebelgestalten, ziehende Wirbel, tanzende Schatten ... Hatte er sich getäuscht? Oder kam der Ruf von drinnen? Das Haus war stockdunkel.

Da ... ein Gefnade wie von einem brechenden Ast. Der Lauscher fuhr zusammen, seine Augen drehten sich nach oben. Wahrhaftig, im Pfirsichspalier, dicht unter Mies Fenster, turnte ein Mensch behutsam von Ast zu Ast in die Höhe ... Wer konnte das sein, wenn nicht —

Der Alte begann zu fluchen vor aufquellendem Haß. Was? Sein Haus Nachtquartier für Lotterbuben? Ha, da war er ja ... der bewußte Störenfried, der Verführer seines Kindes, Schänder seines Hauses, Vernichter seiner Ehre! Greise Bürgerhände griffen gierig in die Luft, griffen endlich zielbewußt in die Rocktasche. Ein blinkendes Etwas kam zum Vorschein, eine Feder knackte ...

„Wer da?“ brüllte er auf und richtete die todschleudernde Waffe nach dem Turner im hellen Mantel, der, ohne daß ein Schuß ertönte, mit einem markerstütternden Hilfschrei hintenüber fiel, erst mit dem Kopf auf das vorspringende Eisengerippe eines Kolladens schlug und dann in einem Beet von Schwertlilien regungslos liegen blieb. Im Nu erwachte alles Leben der Ansiedlung. Der Hund bellte, jaulte, zerrte an der Kette, Lichter wurden angedreht, Köpfe fuhren zu den Fenstern hinaus, erregte Stimmen forschten nach der Ursache der Ruhestörung.

Der General ließ das überflüssige Mordwerkzeug rasch verschwinden, holte die Taschenlampe hervor und leuchtete

dem stummen Burschen, der da so widersinnig in Blumen gebettet lag, eine Weile starr ins Gesicht. Aber was er nun — seiner selbst kaum bewußt — erblickte, war alles andere als was er zu sehen erwartet hatte. Nicht die verlebten, abstoßenden Züge eines Wüstlings — nein, ein zartes, durch nichts entstelltes Jünglingsantlitz, noch ganz knabenhaft, umrahmt von lockigem, kastanienbraunem Haar im schönsten Jugendschimmer. Unter dem Kinn floß Blut aus einer Wunde. Aber der plötzlich eingetretene Tod konnte ja nur durch den Bruch der Wirbelsäule und zwar beim Aufschlagen auf die Eisenstange, erfolgt sein.

Eine seltsame eisige Ruhe war über den Herrn auf Windegg gekommen. Er rührte sich nicht von der Stelle und gab auch keine Antwort auf die ihn bestürmenden Fragen der Gattin und Tochter. Erst als in Hemd und Hosen, eine Laterne schwenkend, der Gärtner erschien, gab General von Beust die bündige Erklärung ab: „Der Kerl war im Begriff, durchs offene Fenster ins Haus einzudringen und ist bei meinem Anruf dort auf jene Eisenstange gefallen. Hat sich anscheinend das Genick gebrochen. Gibt kein Lebenszeichen mehr. Rufen Sie die Polizei an. Sie sollen mit dem Sanitätswagen kommen.“ —

Im nächsten Augenblick aber verwandelte sich die düstere Szene zum herzerstütternden Tribunal. Barfuß, nur mit einem dünnen Schlafanzug, kam Mies aus dem Hause gestürmt. Sie hatte beim Licht der Laterne vom Fenster aus den Geiger an Mantel und Schuhwerk erkannt. Ihr erster Gedanke war: „Der Vater hat ihn erschossen.“

Bevor sie jemand daran hindern konnte, hatte sie sich mit einem Aufschrei über die noch warme Leiche geworfen.

„Muß, mein Muß, stirb mir doch nicht, bleib doch, bleib! Hörst du mich nicht? Ich bin's ja, deine Mies!“

Vier Hände waren nötig, um die vor Schmerz und Verzweiflung Rasende von dem Toten zu trennen. Obwohl sie fühlte, daß kein Leben mehr in ihm war, schrie sie wie irrsinnig nach dem Arzt und hieß das Mädchen laufen. Den Vater, der sie sanft zu beschwichtigen suchte, stieß sie laut aufweinend vor die Brust:

„Rühr mich nicht an, Mörder, Mörder! Du hast ihn umgebracht, du, du! Weil er mich liebte ... weil er sich nicht von mir trennen konnte! Darum, darum. O mein armer, treuer Muß!“

Wieder wollte sie sich über den Toten werfen. Der bärenstarke Gärtner jedoch hob sie dienstbeflissen von hinten hoch und trug die Schreiende, Zappelnde auf seinen Armen ins Haus.

Dreizehntes Kapitel.

Neun Tage lang wich die Generalin nicht von Mies Seite. Allein die Nervenkrise, die der Arzt feststellte, war in ihrem Verlauf so unsicher, daß man die schlimmsten Befürchtungen hegte. Meist lag das verstörte Kind stumm und starr, schien weder auf die Umgebung zu achten, noch Schmerzen zu empfinden oder irgendwelche Bedürfnisse zu haben. Dann wieder fing sie an zu stöhnen, über Herz-, Kopf- und Gliederweh zu klagen. Sie verlangte nichts als die Eisumschläge, kalte Getränke und weigerte sich hartnäckig, irgendwelche Nahrung aufzunehmen.

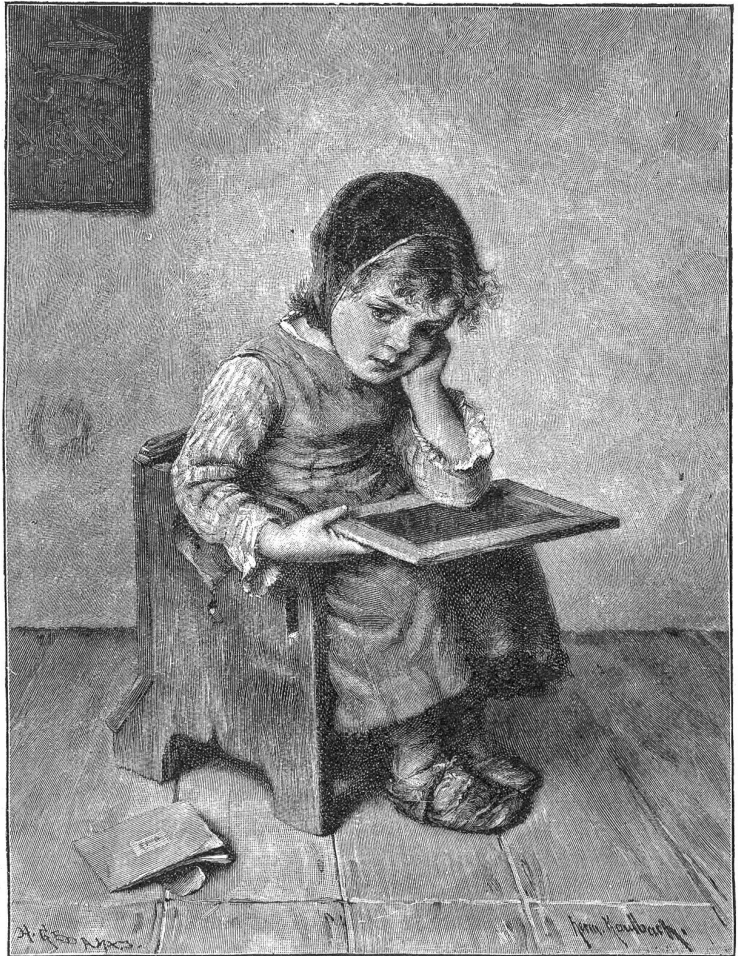
Am Morgen nach der Katastrophe hatte man sie unter dem Vorwand einer kurzen Erholungsfahrt dazu vermocht, ein Auto zu besteigen, das sie in Begleitung des Arztes und der Mutter nach der Hauptstadt brachte. Neue Eindrücke sollten ihre Einbildungskraft von dem furchtbaren Geschehnis ablenken, das tödlich verwundete Herz auf andere Gedanken bringen. Zwei Tage ließ sie sich die ihr zugemuteten Zerstreuungen durch Theater und Konzerte in völliger Apathie gefallen, dann verweigerte sie die Gefolgschaft und verlangte, unverzüglich nach Hause gebracht zu werden, um das Grab des Geliebten, die Stätten ihrer gemeinsamen Freuden aufsuchen zu können. Obwohl die Begleiter es ängstlich vermieden, die auf den Unglücksfall erfolgten gerichtlichen Erhebungen zu erwähnen, schien Mie alle Zusammenhänge und Verwicklungen zu erraten. Sie überfiel die Mutter ungehört mit Fragen, die dieser das Blut ins Gesicht trieben.

„Wird es überhaupt eine Menschenseele glauben? Und du — glaubst du denn selbst an diesen „Unglücksfall“? Weiß denn die Polizei, wie ich zu ihm stand? Sie müssen doch auch meine Briefe gefunden haben? Was wohl seine Angehörigen dazu sagen werden? Hat denn das Begräbnis schon stattgefunden? Muß ich denn nicht auch vor Gericht Auskunft geben?“

Es zeigte sich bald, daß die „Erholungsreise“ das Uebel nur verschlimmert hatte. Wieder zu Hause, mußte Mie alsbald das Bett hüten, das sie lange nicht mehr verließ. Sie verfiel in ein hitziges Fieber und phantasierte dabei so entsetzlich, daß die Mutter für ihren eigenen Verstand zu fürchten begann. Es mußte sich in der Seele der Kranken ein Trauma gebildet haben, das nur aus der glühenden Vorstellung der traurigen nächtlichen Begebenheit entstanden sein konnte. Immer wieder kam von ihren Lippen der Angstschrei: „Schnell, Muß, höher, höher, mach doch schnell, nur schnell!“ woraus die Mutter entnahm, daß die Fiebernde fortwährend den verfolgten Freund vor Augen hatte, wie er, vom Feinde bedroht, sich am Spalier zu ihr hinauf zu retten suchte

In der zweiten Oktoberwoche ließ das Fieber nach. Mie trug nun selbst Verlangen, das Bett zu verlassen. Es vergingen jedoch weitere Tage, während denen sie nur, durch Kissen und Polster gestützt, einige Stunden aufrecht sitzend zubringen durfte. Die Mutter brach in Tränen aus, als das blasse, eingefallene Kind die erste Tasse Hühnerbouillon zu sich nahm. Langsam kehrten die Kräfte zurück. Dann kam der Nachmittag, an dem Mie am Arm ihrer unermüdblichen Pflegerin den ersten Gang durch den Garten machte. Die Wege waren schon völlig mit welken Blättern bedeckt, der goldene Regen wirbelte wehmütig um ihre Häupter.

Sie setzten sich auf die Aussichtsbank am oberen Parkende, von wo Mie, die lichtscheuen Augen mit der Hand beschattend, Stadt, See und Landschaft weit überschauen konnte. Die Buchen im Gottbergwalde flammten düsterrot. „Dort drüben, unter jenen Bäumen, müßte sein Grab sein — statt auf dem kalten Stadtfriedhof ... Dort müßten



H. Kaulbach : Schwere Schulaufgabe.

wir auch im Tode dicht beisammen liegen!“ dachte sie innig bewegt vom Anblick der erinnerungsreichen Stätten. Dann fragte sie — wie um diesen schwarzen Gedanken zu verbergen, die wachsame Hüterin irrezuführen, mit halb erloschener Stimme: „Was soll nun mit mir geschehen, wenn ich wieder ganz gesund bin?“

„Wir werden zusammen reisen, mein Kind. Irgendwohin in den Süden und den Winter über bleiben, wo dir's gefällt!“ entgegnete die Generalin mit aller Bestimmtheit. Sie fügte aber leise hinzu: „Nur du und ich, versteht sich!“ —

Raum hörbar und doch deutlich genug für die ängstlich witternde Seele des Kindes klang der mütterliche Groll gegen den Urheber des bitteren Leides.

„Und Papa?“ Soll er denn ganz allein hier bleiben?“
„Beruhige dich. Es ist sein eigener Wille!“

Mehr würde darüber nicht gesprochen. Dennoch fühlte Mie die ganze Tragweite der Mitteilung. Es bedeutete offenbar nichts anderes als das Ende der elterlichen Gemeinschaft. Mie hatte den Vater seit jener Schreckensnacht kein einziges Mal mehr zu Gesicht bekommen. Einer scheuen Frage nach seinem Befinden war die Mutter mit einem tief abgeneigten „Was weiß ich. Er läßt sich weder hören noch sehen!“ in herzbelemmender Weise ausgewichen.

Kein Zweifel, die zwei Kameraden hatten das Vertrauen zueinander völlig verloren, waren sich im Sturm



Payerne (Peterlingen). Gesamtansicht.

Phot J. Livet, Payerne.

der Ereignisse gram und feind geworden. Die Kranke erschauerte, fror bis ins Mark.

„Mein Wert auch das!“

Sie konnte das lawinenhafte Anwachsen des Unheils nicht fassen, erlitt von Stunde zu Stunde schwere Einbußen an Glaubenskraft und Lebensmut. Zu den heftigen Gewissensfragen: „Warum mußte das sein? Hab' ich denn gar so übel getan?“ gesellten sich andere, die ihr künftiges Schicksal betrafen. Sie war ja nun eine Gezeichnete, hatte ein Menschenleben zugrunde gerichtet, andere aus ihrer Bahn geworfen. Nie im Leben konnte sie das wieder gut machen. Kein froher Atemzug würde ihr mehr beschieden sein. Zum Bewußtsein ihrer Schuld kam das Verlangen nach Sühne. Durfte sie sich denn des Daseins freuen, wo doch der Geliebte das gleiche Vergehen mit dem Tode bezahlen mußte?

(Fortsetzung folgt.)

Eine Heimatschutztagung im Welschland.

Nicht am breiten Fremdenstrom, aber doch an der ehemaligen großen Verkehrsstraße Genf-Ferten-Bern liegen die beiden mittelalterlichen Städtchen Peterlingen und Staffis am See, die der Schweizerische Heimatschutz sich zur Abhaltung seines XXVII. Jahresbottes erkoren. In hundertfältigen Abstufungen von Grün breitet sich das Tal der Brone. Grün zum Ueberdruß sagen die einen, aber es heißt, wer je sich ermüdet abgewandt von dem Einerlei und farbenprächtigere Landschaften mit aufpeitschenden Linien aufgesucht, lehre gerne wieder in die köstliche Ruhe dieses fruchtbaren Tales und seiner sanften Hügelformen.

Payerne ist Kleinstadt und verlangt längeres Verweilen zum vollen Verstehen und Lieben. Sie ist eingesponnen in Legenden und fürstlichen Glorienschein. Aus dem Verfall spricht einstige Größe, schlichte Vornehmheit aus den Ruinen. Das Andenken an Bertha, die anmutige königliche Spinnerin und huldreiche Herrscherin von Burgund, hat sich durch die Jahrhunderte erhalten. Der Ursprung Payernes geht weit zurück ins graue Altertum; im Jahre 587 soll

durch den Bischof Saint-Maire der Grundstein gelegt worden sein durch die Erbauung einer der Jungfrau Maria geweihten Kapelle in seiner Villa Paterniaca. Erst aus der Zeit, da die Kirche samt ihrem Besitztum an die Abte von Cluny, die im XI. und XII. Jahrhundert eine große und glänzende Rolle spielten in der Christenheit, hat man wieder sichere Angaben über die gerade in jenen Jahren vollendete Stiftskirche. Sie ist eines der edelsten Denkmäler romanischer Baukunst in der Schweiz. Vieles ist über sie gegangen im Wechsel der Jahrhunderte. Freudehymnen und dunkle Klageklänge haben sie durchklingen. Am 2. Februar 1033 wurde Conrad, der Sohn der Königin Bertha, darin zum König von Burgund gekrönt; neun Jahrzehnte später fanden Graf Wilhelm der V. von Burgund und die hohen Herren Pierre und Ulrich de Glâne in ihren Mauern den Tod durch Mörderhand. Nach der Eroberung durch die Berner 1536 wurde das Kloster aufgehoben und samt der Kirche weltlichen Zwecken dienstbar gemacht. Im einstigen Stiftssaal, jetzt „Vendo“ genannt, weil die Gemeinde darin ihren Wein aus den Rebbergen von Lavaux und Grandvaux verkaufte, entzückt heute noch ein Deckengewölbe elegantester Gothik. Das im XVII. Jahrhundert in Etagen eingeteilte, als Speicher dienende Innere der Stiftskirche wird gegenwärtig unter der kundigen Leitung des Architekten und Archäologen Bosset restauriert. Die Kapitäle des Chors sind wie die Fresken der Kapellen von Grailly und de la Resurrection (XIV. Jahrhundert) von großer, reiner Schönheit. —

Der „Bären“ in Peterlingen, der die Heimatschützer gastlich empfing, ist sicher eine der ältesten Herbergen der Schweiz. Vom Mittelalter bis auf unsere Tage ist er durch viele Hände gegangen, aber immer Gasthof geblieben. Sehr bewegte Tage hat er gesehen zur Zeit der Postkutschen, da Payerne obligatorische Haltestelle war an einer der bedeutendsten Verkehrsstraßen. Gar ergötzlich lesen sich in den Stadtarchiven die Rechnungen für die zu Ehren berühmter oder — wie man will — berühmter durchreisender Persönlichkeiten von der gastfreundlichen Stadt im „Bären“ gegebenen Essen. Noch weit kostspieliger als sie waren die „monstres“ (militärische Revuen), die jeweilen über 300 Florins verschlangen. Für die Bewirtung Napoleon Bonapartes vom 24. auf den 25. November 1797 stellte der Bärenwirt Olivier der Stadt eine Rechnung von 120 Pfunden. Dieses würdige Gasthaus ist eng verbunden mit der Geschichte Peterlingens. Nach glücklicher Verjüngung genügt es heute auch hochgestellten Ansprüchen.

Noch vieles ließe sich sagen vom sozialen, intellektuellen und religiösen Leben der Bevölkerung, von alten verwun-



Payerne. Das Gerichtsgebäude.

Phot J. Livet, Payerne.